

Wolfgang Raible
**Hauptseminar “Textgattungen/Textsorten: Entstehung
 und Veränderung”**
Sommersemester 2002 – Synthese

Inhaltsverzeichnis

1 Konzeption und Teilnehmer	1
2 Grundlagen	2
3 Explication de texte	3
4 Diskurstraditionen	3
4.1 Altfranzösische Literatur . . .	3
4.2 Wissenschaft	5
4.3 Juristisches	7
4.4 Essai	9
4.5 Argumentative Texte	9
5 Der Text fürs Auge	10
6 Transkodierung	11
7 Generelles	13

1 Die Konzeption und Teilnehmer/innen

Sprachen entwickeln und verändern sich, weil sie gesprochen, also gebraucht werden. Besondere Anforderungen führen dabei zu Veränderungen nicht nur im Vokabular, sondern ebenso in anderen Bereichen des Systems. Jemand könnte z.B. sein Leben lang ohne Wörter wie ‘Absatz’, ‘Paragraph’ ‘Zusammenfassung’, ‘Argument’, ‘Resümee’, ‘Begründung’, ‘Widerlegung’ auskommen. Wer jedoch – wie z.B. ein Jurist oder eine Philologin – mitunter oder auch dauernd argumentative Texte zu verfassen hat, muss nicht nur solche Ausdrücke beherrschen, sondern auch die Kunst, Sätze, Absätze logisch so zu verknüpfen, dass ein verständliches Ganzes entsteht.

Für solche Aufgaben gibt es Muster, die historisch wachsen (mit Brigitte Schlieben-

Lange: *Traditionen des Sprechens*¹), die wir in der Ontogenese mühsam und unter einem enormen Zeitaufwand erwerben müssen – ohne sie freilich je perfekt zu beherrschen.

Dass Kommunikation ohne eine solche Typisierung von Äußerungen gar nicht möglich wäre, hat deutlich Mikhail Bachtin gesehen. In französischer Übersetzung²:

“Les formes de la langue et les formes types d’énoncés, c’est-à-dire les genres du discours, s’introduisent dans notre expérience et dans notre conscience conjointement et sans que leur corrélation étroite soit rompue. Apprendre à parler c’est apprendre à structurer des énoncés (parce que nous parlons par énoncés et non par propositions isolées et, encore moins, bien entendu, par mots isolés.)

Les genres du discours organisent notre parole de la même façon que l’organisent les formes grammaticales (syntaxiques). Nous apprenons à mouler notre parole dans les formes du genre et, entendant la parole d’autrui, nous savons d’emblée, aux tout premiers mots, en pressentir le genre, en deviner le volume (la longueur approximative d’un tout discursif), la structure compositionnelle donnée, en prévoir la fin, autrement dit, dès le début, nous sommes sensibles au tout discursif qui, ensuite, dans le processus de la parole dévidera ses différenciations.

Si les genres du discours n’existaient pas et si nous n’en avions pas la maî-

¹Schlieben-Lange, Brigitte. 1983. *Traditionen des Sprechens: Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart: Kohlhammer.

²Bachtin, Michail M. 1984. *Esthétique de la création verbale*. Paris: Gallimard. (Bibliothèque des idées), hier S. 285. — Russ. Original: *Estetika slovesnogo tvortchestva*. Moskva: Iskusstvo. 1979; engl. Version *Speech genres and other late essays*, transl. by Vern W. McGee. Ed. by Caryl Emerson. Austin: Univ. of Texas Press. 1986 (University of Texas Press Slavic series, 8).

trise, et qu'il nous faille les créer pour la première fois dans le processus de la parole, qu'il nous faille construire chacun de nos énoncés, l'échange verbal serait quasiment impossible."

Das Seminar hatte sich zum Ziel gesetzt, die Entwicklung solcher Traditionen des Sprechens ebenso zu verfolgen wie die damit verbundene Veränderung der Sprachen. Die entsprechenden Texte sollten aus verschiedenen romanischen Sprachen kommen – was zwei Gründe hat: (1) von der Zahl seiner Professoren her kann es sich das Romanische Seminar nur in Ausnahmefällen leisten, Hauptseminare für einzelne romanische Sprachen anzubieten; (2) diese Not hat in solchen Fällen einen sehr positiven Effekt, weil so zugleich der Blick geweitet wird für sprach- und kulturübergreifende Zusammenhänge, die sonst ausgeblendet blieben.

In den Sitzungen wurden keine Referate verlesen. Die fertigen Arbeiten lagen einige Tage vor der Sitzung zur Lektüre aus. Die Verfasserin oder der Verfasser der jeweiligen Arbeit hatten die betreffende Seminar-sitzung zu leiten, um auf diese Weise ihr – in der Bewertung berücksichtigtes – didaktisches Talent zu entfalten.

An dem Seminar haben mit einiger Regelmäßigkeit 17 Studentinnen und Studenten sowie drei Gäste teilgenommen³.

³KATHRIN BILGERI, PETRA GOLZ, KERSTIN GUNDERT, ANNA HILBER, IMKE HUBER, CAROLIN JANSSEN, SIMONE KERNER, ALICE MALZACHER, STEFAN MAURER (bis Ende Juni), FEDERICO MEINBERG HERRERA DE MORAES, MARIANGELA MONDOLO (bis Anfang Juni), MARCUS MÜLLER, MELISA MUSTAFOVIĆ, NATHALIE ORTH, JULIA OTT, FRIEDERIKE SCHELKES, ENIKÖ WAGNER. – Als Gäste nahmen regelmäßig ALFONSO GALLEGOS SHIBYA und ANNA RASCHICK, gelegentlich SANDRA ECKERT teil. – Es gab in diesem Seminar zwei unangenehme Erfahrungen: Eine Studentin – OLGA SCHUMMEL – hatte schon früh in den Semesterferien ein Referat über die Gattung der fantastischen Erzählung (Borges) übernommen, blieb jedoch dem Seminar ohne jede Entschuldigung fern. Ein anderer Student wurde aus dem Seminar 'relegiert', weil er in eklatanter Weise gegen ein Grundgebot wissenschaftlichen Arbeitens (Plagiatsverbot) verstoßen hatte.

2 Grundlegungen: Was macht 'Textualität' aus und welche Rolle spielen Textsorten?

Gegenstand der ersten Sitzung am 19. April 2002 war die Vorlage von PETRA GOLZ über das weite Thema "Wie entsteht Sinn durch Texte?". Die Verfasserin ging in drei Schritten vor:

- Zunächst ging es um die Semiose überhaupt, also darum, dass Sinn immer nur durch Auswahl und Weglassen entstehen kann.
- Dann wurden Textmerkmale vorgestellt, die Kohäsion (textintern) und Kohärenz (Sinngebung durch Einbeziehung des enzyklopädischen Wissens, des Situationskontextes [Pragmatik]) herstellen.
- Schließlich wurde die Bedeutung herausgearbeitet, die Textsorten für die Konstitution von Sinn haben (vgl. das Bachtin-Zitat von S. 1).

In der Sitzung benützte sie – didaktisch geschickt – sechs kleine Textpassus, die sie mit der Schere in kleine Stücke zerlegt hatte. Sie sollten von Arbeitsgruppen innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens rekonstruiert werden.

Dabei zeigte sich u.a., dass man einen Text, der selber keinen erkennbaren Sinn hat (Monolog des Lucky aus Becketts *En attendant Godot*) auch schlecht rekonstruieren kann; weiterhin, dass die Kenntnis der Materie äußerst wichtig ist: dies war der Fall bei einem Kochrezept und bei einem theoretischen Text über Kohäsion und Kohärenz. Das Kochrezept machte beispielsweise FEDERICO MEINBERG Schwierigkeiten, der selbst, wie er sagte, vom Kochen nichts versteht und als Brasilianer überdies mit deutschen Kochrezepten eher selten in Berührung kommt.

Weiterhin wurde deutlich, wie wichtig es ist, die Regeln einer Textsorte zu kennen: Wer mit der Art und Weise, wie bestimmte Inhalte "vertextet" werden, nicht vertraut ist, dem fällt es sehr schwer, einen adäquaten Text zu schreiben oder zu rekonstruieren.

Frau GOLZ erläuterte dies in einem zusätzlichen Beispiel aus ihrer Praxis als Mathematikstudentin: Studierende brauchen einige Semester, bis sie verstehen, wie ein typischer mathematischer Text aufgebaut ist und in welchem Verhältnis die Notation durch Formeln zum begleitenden Text steht.

In der zweiten Sitzung am 26. April 2002⁴ wurde das Thema ‘Textsorten’ durch JULIA OTT vertieft. Frau Ott erläuterte nochmals die allgemeinen Prinzipien, nach denen man Textsorten erfassen kann – also textinterne und textexterne Kriterien wie Textfunktion, Kommunikationssituation, Gegenstand des Textes usw.⁵ Sie zeigte anhand verfremdeter Beispiele (übrig blieben nur Zahlen, ganz wenige Morpheme und die Interpunktion), wie wir schon *an äußeren Merkmalen* den Inhalt von Texten ablesen können (es handelte sich im konkreten Fall um einen Wetterbericht, eine Gebrauchsanweisung und um eine Todesanzeige).

3 *Explication de texte*: ein Verfahren scholastischen Ursprungs

Eine zweite Vorlage in der Sitzung vom 26. April 2002 stammte von CAROLIN JANSSEN. Hier ging es um “Die *explication de texte* als Spiegel der Struktur von Texten”. – Deutsche Studierende lernen diese Art des Umgangs mit Texten allenfalls auf dem Umweg über ein Studium in Frankreich kennen. Im deutschen Universitätsstudium hat die *explication de texte* im Allgemeinen keinen Platz. Deutlich wurde, dass das Verfahren auf die Epoche der Scholastik zurückgeht, also auf die kommentierungswütigste Epoche der Weltgeschichte.

Die Scholastik stellt in der Geschichte der Textgestaltung eine entscheidende Etap-

⁴Entschuldigt fehlten ANNA HILBER und FRIE-RIKE SCHELKES.

⁵Zu einer Bestimmung von acht Bereichen, aus denen die semantischen Merkmale stammen, die die Benennungen von Gattungen und Textsorten charakterisieren: cf. Raible, Wolfgang. 1996. “Wie soll man Texte typisieren?”, in: Michaelis, Susanne & Tophinke, Doris (eds.). *Texte - Konstitution Verarbeitung Typik*. München & Newcastle (Lincom Europa) (Edition Linguistik, 13), 59–72.

pe dar: Ab 1200 wird schon im Äußeren, im Layout von (vor allem wissenschaftlichen) Texten ihr innerer Aufbau, ihre Struktur, sichtbar: also die *ordinatio*. Wir finden lebende Kolummentitel, Kapitelüberschriften, Fuß- oder Randnoten, ein Inhaltsverzeichnis, ein alphabetisches Register, eventuell noch den Kommentar, der um den zu kommentierenden Text herum geschrieben ist. Es soll schon an der äußeren Form des Texts sichtbar werden, dass es sich um ein Ganzes handelt, das in eine Hierarchie von Teilganzen zerfällt⁶.

Die *Explicatio* setzt nun typischerweise damit ein, dass man die Funktion von Teilen im jeweils größeren Ganzen sichtbar macht. Wo deutsche Studierende gleich in die inhaltliche Interpretation springen (und sie meist eher schlecht als recht am Text belegen), haben diejenigen, die die Technik der scholastischen *explicatio* oder ihrer französischen Variante kennen, den unschätzbaren Vorteil, dass sie eine Makrostruktur sichtbar machen und die weitere Interpretation in sie einordnen können.

4 Die Entwicklung von Diskurstraditionen

4.1 Das Beispiel der altfranzösi- schen Literatur

Es war die Aufgabe von KATHRIN BILGERI in der dritten Sitzung am 3. Mai 2002⁷, die von FRIEDERIKE SCHELKES in der vierten Sitzung am 10. Mai 2002⁸, schließlich die von SIMONE KERNER in der siebenten Sitzung am 7. Juni 2002, am Beispiel der kleinen und der grossen Gattungen der altfranzösischen Literatur die Entwicklung von Diskurstraditionen zu beleuchten. Dieses historische Beispiel ist deshalb besonders aussagekräftig, weil wir es noch mit einer relativ kleinen, überschaubaren Zahl

⁶Vgl. grundlegend: Panofsky, Erwin. 1951. *Gothic architecture and scholasticism*. Latrobe/PA: Archabbey Press (Wimmer lecture; 1948). Deutsch: Panofsky, Erwin. 1989. *Gotische Architektur und Scholastik: zur Analogie von Kunst, Philosophie und Theologie im Mittelalter*. Köln: DuMont. (DuMont-Taschenbücher; 225).

⁷Entschuldigt fehlten CAROLIN JANSSEN und ANNA HILBER.

⁸Entschuldigt fehlte ANNA RASCHICK.

von Gattungen zu tun haben – überdies ist die Entstehung und der Aufschwung der Rezeptionsästhetik des 20. Jhs.⁹ der Beschäftigung mit dieser Epoche des Altfranzösischen geschuldet¹⁰.

Von besonderer Wichtigkeit war in der Arbeit von KATHRIN BILGERI die Diskussion der Frage, ob und – wenn ja – wie man mittelalterliche Gattungen definieren soll. Man kann dazu einerseits die Innenperspektive der damaligen Kommunikationspartner einnehmen, oder aber die Aussenperspektive eines heutigen Wissenschaftlers. Mit der Habilitationsschrift von Barbara Frank-Job wählt sie konsequent die Innensicht, die sich vor allem in Prologen manifestiert¹¹. Sie zeigt deutlich, dass es ein solches Gattungsbewusstsein mit entsprechenden Bezeichnungen gab und welche Kriterien dabei wichtig waren: u.a. die gewählte Sprache (*'romanz'*), der Stoff, die Besonderheit der metrischen Form, der Text-Umfang, das Adressatenpublikum.

Bei FRIEDERIKE SCHELKES und später bei SIMONE KERNER war der wichtigste Parameter der Übergang von einer oralen volkssprachlichen Gemeinschaft zu einer beginnenden volkssprachlichen Schriftkultur. Wichtig sind dabei die vier von Barbara Frank-Job unterschiedenen Phasen in der Entwicklung der französischen Schriftkultur: Initialphase, Traditionsübernahme, Traditionsbildung und Ausdifferenzierung von Traditionen.

Zunächst ist die tradierte Gattungsform der von Hause aus oralen *chanson de geste* Träger der epischen Dichtung. Die rekurrente musikalische Begleitung bedingt eine rekurrente metrische Form, hier sog. Laisen aus assonierenden Zehnsilblern mit ei-

ner Zäsur nach der vierten Silbe. Die *chansons de geste* kennen keinen Autor. Sie fanden mit unterschiedlichen Familienstoffen (Karlsepik, Wilhelmsepik etc.¹²) lange Zeit ein breites Publikum und lebten insbesondere vom Vortrag durch den Sänger (*"Performanzszenario"*).

Im 12. Jh. bekommt die *chanson de geste* Konkurrenz durch den Versroman – er ist in gereimten Achtsilblern verfasst, teils auch in Alexandrinern (sie haben ihren Namen vom *Alexanderroman*). Diese Versromane sind häufig Auftragsarbeiten (was für den mittelhochdeutschen Bereich vor allem Joachim Bumke herausgearbeitet hat), sie haben einen Autor, der sich im Prolog zu erkennen gibt, sie werden vorgelesen (*"Vorleseszenario"*) und später wohl auch individuell gelesen¹³. Ihre Stoffe beziehen sie aus der Antike (*matière de Rome*), aus der Artussage (*matière de Bretagne*) oder aus der französisch-fränkischen Vergangenheit (*matière de France*).

Kurz vor 1200 setzt eine intensive Diskussion über den Wahrheitsgehalt von Dichtung ein. Ein zentrales Argument: Niemand spreche in gereimten Versen, also könne der Versroman auch nicht wahr sein. Die Folge: die Volkssprache beginnt nun, den bisher dem Lateinischen vorbehaltenen Bereich der Prosa zu erobern. Der *Lancelot en prose* (ca. 1220), das erste Werk dieser Art, ist als ein vollkommen durchkomponierter, also durch und durch konzeptionell schriftlicher Text, so erfolgreich, dass er sofort auch im Mittelhochdeutschen imitiert wird. Spätestens hier dürfte auch der Übergang zur eher privaten Lektüre liegen. Am Anfang des 13. Jhs. entstehen auch die ersten im engeren Sinn historischen Texte in altfranzösischer Prosa (Geoffroi Villehardouin und Robert de Clari verfassen ihre Berichte über den vierten Kreuzzug).

KATHRIN BILGERI beleuchtete die Entwicklung und die pragmatische Einbettung von *"Fabliau, Lai, Miracle und Bestiaire"*.

⁹Die Rezeptionsästhetik ist verbunden insbes. mit dem Namen von Hans Robert Jauss, der seinerseits vor allem Hans-Georg Gadamer [*Wahrheit und Methode*, 1950] verpflichtet ist.

¹⁰Es war die volkssprachliche Literatur des Mittelalters, näherhin ihre eigentümliche, im 12. Jahrhundert aufblühende Tierdichtung, die mir den fremden Horizont einer abgeschiedenen Vergangenheit zur Crux des Verstehens werden ließ": Jauss, Hans Robert. 1984. *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. (Suhrkamp Wissenschaft: Weißes Programm), S. 686, in einem mit "Rückblick und Ausblick" überschriebenen Abschnitt.

¹¹Frank-Job, Barbara. 1998. *Untersuchungen zum schriftkulturellen Ausbau des Französischen (9-13. Jh.)*. Habilitationsschrift Freiburg.

¹²Eine optimale Übersicht bietet: Kullmann, Dorothea. 1992. *Verwandtschaft in epischer Dichtung: Untersuchungen zu den französischen 'chansons de geste' und Romanen des 12. Jahrhunderts*. Tübingen: Niemeyer. (Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie; 242).

¹³Barbara Frank-Job hat dies in ihrer Dissertation am Beispiel der Manuskriptgestaltung gezeigt: Leseabschnitte sind markiert.

Besonders wichtig war es hier, die Rückkopplung zwischen Gattung und Rezipienten, also die rezeptionsästhetische Seite, in den Blick zu nehmen: Der wirtschaftliche Aufschwung des 12. Jhs. mit seinen vielen Städtegründungen führte erstmals zu einer starken Ausdifferenzierung der Gesellschaft in verschiedene Berufsbereiche (Stände, Zünfte, generell: arbeitsteilige Gesellschaft). In den *fabliaux* und den *miracles* werden typischerweise Geschichten von und über Personen erzählt, die allemal mit ihrem Berufsstand, teils auch mit ihrem Namen, benannt werden. Es sind Identifikationsfiguren für die Mitglieder der Gesellschaft.

Beim *bestiaire* geht es um den mehrfachen Schriftsinn: Alles, was bedeutet, kann in verschiedener Weise bedeuten. Solche Bestiarien, Lapidarien usw. machten sinnfällig, was die tiefere Bedeutung der Tiere, Steine oder Pflanzen um uns herum ist.

Träger der *lais*, die typischerweise das Eindringen einer magischen in die reale Welt darstellen, dürfte die höhere Gesellschaft gewesen sein. Für die *fabliaux* mit ihrem meist skabrösen Inhalt gibt es verschiedene Erklärungsansätze.

Hier wäre es sehr nützlich gewesen, sich auch auf das monumentale *Inventaire...* zu stützen, in dem der pragmatische Kontext festgehalten wird, in dem die einschlägigen Manuskripte stehen¹⁴.

4.2 Wissenschaft in der Volkssprache

Die 5. Sitzung am 17. Mai 2002 wurde bestritten vom Seminarleiter. (Da, abgesehen von einer dreispaltigen Darstellung einiger Oresme-Kapitel – keine schriftliche Vorlage gemacht wurde, wird der Inhalt hier etwas ausführlicher dargestellt.)¹⁵

Nachdem die Volkssprache mit dem Prosaroman und den ersten historischen Texten die Prosa zu erobern begann, blieb für das Lateinische insbesondere die Bastion der 'harten' Wissenschaft übrig. Sie wurde

¹⁴Frank, Barbara & Hartmann, Jörg & Kürschner, Heike. 1997. *Inventaire systématique des premiers documents des langues romanes*. 5 voll. Tübingen : Narr. (ScriptOralia ; 100).

¹⁵Entschuldigt fehlten KERSTIN GUNDERT und SIMONE KERNER.

in Spanien schon im 13. Jh. durch das Übersetzungsprogramm Alfons' des Weisen, in Frankreich im 14. Jh. durch Nicole Oresme (gest. 1382) erobert. Es ging darum, an seinem Beispiel die Form des ersten wissenschaftlichen Traktats in französischer Sprache vorzustellen.

Oresme ist dazu ein doppelt interessanter Fall: Zum einen ist er der größte Gelehrte Europas im 14. Jh.: Entdecker der analytischen Geometrie, der Bewegungsgesetze, des Rechnens mit gebrochenen Exponenten, Begründer der Volkswirtschaftslehre (*économie politique*), Verfasser eines Traktats gegen den Aberglauben...

Auf der anderen Seite sind seine Traktate eben nicht nur in lateinischer Sprache geschrieben. Drei davon hat er auch in französischer Version publiziert, darunter den über die Münzen und Münzentwertung. Es handelt sich nicht nur um die erste Abhandlung über Geldtheorie, sondern zugleich um eine so maßgebliche, dass sie Ende des 20. Jhs. – z.B. als englische oder deutsche Übersetzung aus dem Lateinischen – erneut publiziert wurde¹⁶. Die lateinische Version dieses Traktats stammt von 1356, die französische wurde zwischen 1361 und 1365 verfasst.

Die wichtigsten Änderungen, die Oresme in der französischen Version seines eigenen lateinischen Traktats vorgenommen hat, sind dem Rezipienten-Publikum geschuldet, an das er denkt: Wissenschaft ist bekanntlich etwas Öffentliches. Wissenschaft bedeutet: sich in eine Diskussionstradition einordnen und bereit sein, seinerseits mit anderen zu 'diskutieren'. Etwas gilt nur so lange als wahr, bis es widerlegt wird – alte 'Wahrheiten' werden zu Meinungen, wenn bessere Einsichten gefunden werden.

Die französische Version enthält daher Textteile, die die lateinische Version des Traktats nicht zu enthalten braucht. Fast alle dienen dazu, den Kommunikationskontext, in dem ein wissenschaftlicher Traktat stehen sollte, dem (in dieser Hinsicht noch nicht gebildeten) Publikum nahe zu bringen:

So fängt beispielsweise der Prolog der französischen Version, nicht jedoch der lateinischen, mit der lateinischen Sentenz

¹⁶Nicole Oresme. *De mutatione monetarum: tractatus. Traktat über Geldabwertungen*. Übersetzt von Wolfram Burckhardt. Berlin: Kadmos Kulturverlag 1999.

an: “veritate manifestata, cedat opinio veritati”¹⁷. Sowohl dieser Prolog wie auch ein Zusatz, den Oresme im Inhaltsverzeichnis (das in der lateinischen Version an anderer Stelle steht) hinzufügt, wie auch der Epilog des Übersetzers betonen, dass alles, was der wissenschaftliche Autor in diesem Traktat geschrieben hat, zur Diskussion stehen muss und dass die Leser sich an dieser wissenschaftlichen Diskussion beteiligen sollen. Es geht also nicht um Indoktrination, nicht um die Verkündung irgendwelcher dogmatischer Meinungen, sondern um ‘echte’ Wissenschaft, die von Vernunft und Wahrheit gelenkt sein sollte.

Eine zweite Art von zusätzlichen Teiltextritten dient dazu, die Aktualität des Gegenstandes nochmals besonders zu unterstreichen. Dem dient beispielsweise ein langer Passus im Prolog, ebenso wie ein Zusatz zum Inhaltsverzeichnis: Währungswirren, Währungsspekulation waren im 14. Jh. ein höchst aktuelles (und brisantes) Thema¹⁸.

Ein weiteres interessantes Phänomen, das sich nicht nur bei Oresme, sondern bis ins 16. Jh. in fast allen volkssprachlichen Texten findet, sind terminologische Binome.

Es wurde häufig die Ansicht vertreten, die romanischen, germanischen usw. Volkssprachen seien deswegen so spät wissenschaftsfähig geworden, weil ihnen das einschlägige Vokabular gefehlt habe. Die Technik der Binome zeigt, dass dem nicht so gewesen sein kann: Ein neuer Begriff wird immer zusammen mit einem schon bekannten verwendet, wobei die beiden durch ‘und’ oder ‘oder’ miteinander verbunden sind: *défaut et mésus*; *tolère et souffre*; *provision et remède*; *gains et émoluments*; *exciter et éveiller*; *scrupule et doute*; *tolérance et souffrance*; *proèmes et chapitres*; *possessions divisées et départies*; *communiquer et*

changer; *permutation et changement*; *difficultés et controversies*; *prouver et marchander*; *exemplifier et mettre par histoire*; *aorer et prier*; *mult utile et nécessaire*; *moqueries et tromperies*; *fait et perpétré*; *apte et convenable*; *acheté et commué*; *bien convenient et très propice*; *copie* (aus lat. *copia*) *ou abondance*; *tente et essai*; *convénient et nécessaire*; *palpable et maniable* – all dies sind Beispiele, die sich allein im Prolog und in den ersten drei Kapiteln finden.

In der Regel entspricht Begriffs-Binomen in der lateinischen Version des Traktats jeweils nur ein einziger Begriff. Dieser eine lateinische Begriff wird franzisiert. Ihm wird ein zweiter, mehr oder minder gleich bedeutender, schon etablierter Begriff zur Seite gestellt – wobei sehr häufig der neue Begriff derjenige ist, der heute im Schwange ist, während die anderen, altfranzösischen, z.T. untergegangen sind.

Das Beispiel zeigt sehr deutlich, dass das Altfranzösische nicht etwa eine arme Sprache war, deren Vokabular man unbedingt hätte bereichern müssen: es geht vielmehr darum, Termini, die in der entsprechenden lateinischen Diskurstadtion gebraucht werden, in der neuen *französischen* Gattung ebenfalls zu verwenden, um so die Diskurstadtion auch nach außen hin zu manifestieren¹⁹.

Ein anderes Beispiel für den Entwicklungsstand des Altfranzösischen sind die ‘logischen’ Konjunktionen, die charakteristisch sind für argumentative Texte: sie sind ausnahmslos vorhanden und brauchen nicht etwa neu gebildet zu werden²⁰. Wir finden also *ainsi*, *toutefois*, *ainsi donc*, *attendu que*, *vu que*, *car*, *à ce propos*, *quant*, *parce que*, *pour ce que*, *pour cette cause*. Zum Teil sind die Formen der Konjunktionen altfranzösisch und werden heute nicht mehr ge-

¹⁷Es ist klar, dass Oresme dies gleich für sein nicht-lateinischsprachiges Publikum ins Französische übersetzt: “Quant vérité est manifestée, toute opinion doit cesser et donner lieu à vérité”.

¹⁸Dante beschreibt im 30. *canto* des *Inferno* ausführlich, wie Meister Adamo, der – im Auftrag anderer – Florentiner Gulden mit dem Bild Johannes des Täufers gefälscht hatte, nun im achten Kreis der Hölle, und dort in der 10. und letzten der *malebolgie* (näher am neunten und letzten Kreis der Hölle geht es nicht mehr) unter denjenigen ewig leiden muss, die die Öffentlichkeit betrogen haben.

¹⁹Dies ist keine auf Frankreich beschränkte Erscheinung: Vgl. Raible, Wolfgang. 1996. “Relatinisierungstendenzen.” In: Holtus, Günter & Metzeltin, Michael & Schmitt, Christian. (eds.). *Lexikon der Romanistischen Linguistik* (LRL). Vol. II.1. Tübingen: Niemeyer, 120-134.

²⁰Man kann dieses Vorhandensein der entsprechenden Junktoren bereits im 12. Jh. beobachten in der – vermutlich auf Thomas Beckett zurückgehenden – altfranzösischen Übersetzung des *Decretum Gratiani*, des römischen Kirchenrechts, das von einem Mönch in Bologna zusammengestellt wurde und in aller Regel heute noch Gültigkeit hat.

braucht – z.B. *jaçoit, combien que* (heute: *bien que*) und Ähnliches.

Die Eroberung der Wissenschaft durch die Volkssprache war auch Thema einer – unvollendeten – Vorlage, die MARIANGELA MONDOLO für die Doppelsitzung am 14. Juni 2002 gemacht hatte. Da die Verfasserin aus familiären Gründen abwesend sein musste²¹ und aus denselben Gründen das Seminar nicht länger besuchen konnte, übernahm KERSTIN GUNDERT die Vorstellung der Vorlage.

Gegenstand war die Genese der italienischen Wissenschaftssprache, zu dokumentieren an Texten und Gattungen aus der Zeit der Renaissance. Hier zeigte sich, dass sich zwei Gattungen ganz besonders für die Wissenschaft in der Volkssprache eignen: das eine ist der Dialog, der seit dem *Cortegiano* von Baldassar Castiglione auch die Form ist, die der gebildete Höfling pflegt (und in der er nie durch Prunken mit Wissen auffallen darf). Die andere Form ist die des Briefes. Wie der Dialog ist der Brief eine Textform, die sich theoretisch an alle möglichen Inhalte anpassen kann.

Bei der Form des Briefs als Vehikel der Wissenschaft könnten die Humanistenbriefe Vorbild sein: mit ihnen beginnt im 15. Jh. in Italien das, was man heute die Textform des ‘wissenschaftlichen Aufsatzes’ oder ‘Zeitschriften-Artikels’ nennt: Der größte Unterschied besteht wohl darin, dass die Wissenschaftler der italienischen Renaissance ihre Adressaten samt und sonders persönlich kannten und ihre Texte so direkt an sie schicken konnten, während heute wissenschaftliche Artikel in Zeitschriften publiziert werden, die ihre spezifischen Rezipienten haben²².

4.3 Zwischen Literatur und Jurisprudenz

In der Doppelsitzung am 7. Juni 2002²³ stellten ANNA HILBER und MELISA MUSTAFOVIĆ – in kompetenter Weise – ihre

²¹Entschuldigt fehlten außerdem STEFAN MAURER und KATHRIN BILGERI.

²²Interessanterweise erscheint das Gros der Beiträge, die in der Zeitschrift *Nature* publiziert werden, als ‘letters to *Nature*’.

²³Die eine Hälfte wurde von SIMONE KERNER mit der schon erwähnten Arbeit (o.S. 3, 4) bestritten.

Arbeit über “Die Gattung des *Exemplum*, *Kasus* und ihr Verhältnis zur juristischen Kasuistik und zu Novellensammlungen” vor.

Dabei zeigte sich deutlich, dass der allgemeinste Begriff ‘Beispiel’ ist. Jedes *Exemplum* ist ein Beispiel, aber nicht jedes Beispiel ein *Exemplum* – zum *Exemplum* tritt das zusätzliche Merkmal, dass es eine Norm verkörpert, die selbst nicht hinterfragt wird. Ein *Kasus* ist ein Fall, an dessen Entscheidung eine Norm deutlich gemacht wird. Viele *Kasus* und die dazugehörigen Entscheidungen sind die Basis eines *Fallrecht-Systems*. *Novellen* hinterfragen im Gegensatz zu den *Exempla* die Normen, nach denen Handlungen ablaufen oder nicht ablaufen sollten, d.h. Normen werden reflektiert und problematisiert.

Die Entwicklung vom *Exemplum* oder vom *Kasus* zur *Novelle*, von Fallsammlungen zu einem *Fallrecht-System* sind ihrerseits wieder Beispiele für die Leistung von Verschriftlichung, d.h. die Entwicklung einer Kultur zur Schriftkultur im Rahmen einer immer arbeitsteiliger und differenzierter werdenden Gesellschaft. Sie zeigt zugleich sehr schön die praktische, lebensweltliche Funktion, die *Novellensammlungen* hatten.

Eine Affinität zum Juristischen hatte auch der erste Teil der Doppelsitzung am 14. Juni 2002. Er wurde bestritten von ENIKÖ WAGNER mit einer Arbeit zu den *relaciones* oder *cartas de relación* spanischer Konquistadoren, einer Textgattung, die im Spanien des 16. Jhs. eine eminent wichtige Rolle gespielt hat.

Es geht einerseits um die Berichte spanischer Konquistadoren, die in durch und durch juristisch inspirierten Texten dem spanischen König gegenüber Rechenschaft über ihre Tätigkeit ablegen: Die spanische Krone hatte durch eine Reihe von päpstlichen Bullen die Berechtigung, das neue Indien (sprich: Amerika) in Besitz zu nehmen; dabei handelten die Konquistadoren im Auftrag des spanischen Königs. Rechte und Pflichten waren in einer *capitulación*, einem Vertrag, festgelegt, der im Wesentlichen drei Punkte umfasste: *descubrir* (entdecken), *conquistar* (erobern) und *poblar* (zivilisieren).

Neben den offiziellen *cartas de relación* sind andererseits auch eine Reihe von *re-*

laciones entstanden, die von schreibunge-
wohnten, meist einfachen Soldaten stam-
men. Ihre Besonderheiten sind u.a. in der
Dissertation von Eva Stoll herausgearbei-
tet worden²⁴. Das Problem dieser *relaciones*
liegt darin, dass die Verfasser zwar mit Si-
cherheit absolut authentisch und – subjek-
tiv – wahr berichten, dass ihre Texte jedoch,
wiewohl zum Teil juristisch stilisiert, dunkel
bis unverständlich sind, weil die Verfasser
ein Grundprinzip der Semiotik nicht beherr-
schen: Man muss auswählen können und
das Ausgewählte in eine vernünftige Rei-
henfolge bringen (o.S. 2).

Was die Schwäche der einen *relaciones*
ist, ist die Stärke der anderen: Die Verfasser
der offiziellen *relaciones* sind Schreib-
experten, die das Prinzip der Selektion nur
allzugenut beherrschen und zudem klar und
verständlich formulieren. Dies ist zugleich
wieder der größte Nachteil: Der juristische
Zweck des Ganzen führt dazu, dass die
Wahrheit, wo dies notwendig ist, "heraus-
gefiltert" wird. Von daher gesehen ist es ei-
gentlich völlig unverständlich, dass selbst
moderne Historiker – in Unkenntnis der Re-
geln, nach denen diese Textsorten verfasst
sind – diese offiziellen *relaciones* für erst-
klassige geschichtliche Quellen halten.

Einen weiteren Ausflug in juristische Be-
reiche fand im ersten Teil der Doppelsitzung
am 21. Juni 2002 statt. In der Vorlage von
STEFAN MAURER ging es um Gerichtsur-
teile²⁵.

Eigentlich sollte man annehmen, dass der
gleiche Zweck – ein Urteil zu fällen und
zu begründen – auch zu gleichen Textfor-
men führen sollte. Dem ist freilich kei-
neswegs so: Man kann sich kaum grö-
ßere Unterschiede vorstellen als die zwi-
schen deutschen, französischen und engli-
schen Gerichtsurteilen. Dafür gibt es min-
destens zwei Ursachen: die eine liegt im
Rechtssystem – das im Fall von Deutsch-
land und Frankreich durchaus vergleichbar

ist (Basis ist das Römische Recht), wäh-
rend in England das Case Law oder Fall-
recht, also ein auf Präzedenzfällen beruhen-
des Rechtssystem herrscht (das aus der mit-
telalterlichen Exempla- und Kasustradition
entstanden ist; vgl. o.S. 7). Eine zweite Ur-
sache liegt darin, dass sich in den betreffen-
den Ländern ganz unterschiedliche Diskurs-
traditionen herausgebildet haben und weiter
tradiert werden.

Ein besonders anschaulicher Fall ist
Frankreich. Aus der Urteilsform des römi-
schen Rechts – der Praetor sprach das Ur-
teil in einem Satz – hat sich die Tradition
entwickelt, ein Urteil, wie lang es auch sein
mag, immer als einen einzigen Satz zu for-
mulieren. Am Anfang steht das Subjekt, *la*
cour (das Gericht); ganz am Ende steht das
finite Verb (z.B. *condemne* 'verurteilt', *cas-*
se 'hebt auf' usw.). Alles Andere wird durch
Umstandsbestimmungen eingeleitet, die im
Allgemeinen in einer von drei Formen vor-
kommen: *attendu que*, *vu que* oder *consi-*
dérant que, also 'in Ansehung des Umstan-
des, dass'. Sie sind die 'attendus' eines Ur-
teils.

Die Beschreibung des Sachverhalts wird
also eingeleitet durch ein solches 'attendu
que', ebenso die Entscheidungsgründe usw.
Dies kann dazu führen, dass bei längeren
Urteilen in den einzelnen 'attendus' syntak-
tische Unterordnungen bis zur Einbettungs-
tiefe 10 vorhanden sind. Französische Juri-
sten finden diesen Urteilsstil schön. Es hat
sie nie jemand dazu gezwungen, diese be-
sondere sprachliche Form zu wählen. Sie
stellt auf jeden Fall sicher, dass das Schrei-
ben von Urteilen eine Technik ist, die man
mühsam erlernen muss – und mit der der
Leser dann umgekehrt seine Mühe hat. Es
handelt sich um einen typischen Fall der
Abgrenzung durch eine eigene Fachsprache,
hier durch eine richtiggehende eigene Dis-
kurstradition²⁶.

Die größte Freiheit in der Formulierung
von Urteilen besitzen englische Richter. Sie
dürfen einen Individualstil pflegen, sie dür-
fen ihre persönliche Meinung über die klag-
enden Parteien und deren Argumentation

²⁴Stoll, Eva. 1997. *Konquistadoren als Historiogra-
phen: diskurstraditionelle und textpragmatische Aspek-
te in Texten von Francisco de Jerez, Diego de Trujillo,
Pedro Pizarro und Alonso Borregán*. Tübingen: Narr
(ScriptOralia; 91).

²⁵Maurers Hauptquelle war ein Vortrag, den der
Saarbrücker Jurist Filippo Ranieri zum 25-jährigen Be-
stehen der Richterakademie in Trier gehalten hatte:
[http://ranieri.jura.uni-sb.de/
Veroeffentlichungen/trier.htm](http://ranieri.jura.uni-sb.de/Veroeffentlichungen/trier.htm).

²⁶Vgl. die Freiburger Dissertation von Krefeld, Tho-
mas. 1985. *Das französische Gerichtsurteil in linguisti-
scher Sicht: zwischen Fach- u. Standessprache*. Frank-
furt am Main: Lang, (Studia Romanica et linguistica ;
17).

zum Ausdruck bringen. Sie müssen aber immer auch daran denken, dass ihre eigenen Urteile wieder Präzedenzfälle für spätere Urteile sind – sie müssen also auch ein wenig *sub specie aeternitatis* formulieren. Im Allgemeinen entstehen so sehr verständliche Texte, wie generell englische Urteile relativ gut nachvollziehbar sind, weil Regeln des gesunden Menschenverstandes und des allgemeinen Rechtsempfindens respektiert werden. Die Urteile englischer Richter können durchaus literarische Qualitäten haben²⁷.

Deutsche Urteile haben, ebenso wie die französischen, einen rigorosen Aufbau. Im Prinzip handelt es sich um eine Zweiteilung: Zunächst wird der Fall geschildert, um den es geht; dann wird er rechtlich beurteilt. Was in die Fallschilderung aufgenommen wird (Stichwort: Selektion, o.S. 2), ist eminent wichtig – spätere Instanzen sind unter Umständen keine Tatsacheninstanzen mehr. Hier stützt man sich dann nur noch auf das, was in der ersten Instanz in den Text eingeführt worden ist.

Die Begründung des Urteils ist “wissenschaftlich”: Der Richter zieht also Gesetze, Kommentare, andere Urteile, zumal die höherer Instanzen, heran und würdigt entsprechend die Argumentation der Parteien. Im Gegensatz zur französischen Technik, in der die Begründung eher apodiktischen Charakter hat, bemüht man sich in deutschen Urteilen, die Argumentation nachvollziehbar zu machen²⁸.

4.4 Einfach seinen Assoziationen folgen: der *Essai*, eine Gattung, die große Freiheiten erlaubt

Der zweite Schwerpunkt der Doppelsitzung vom 14. Juni 2002 lag auf den *Es-*

²⁷Raible, Wolfgang. 1991, “Die Weisheit des (Fall-)Rechts”. In: Assmann, Aleida. (ed.), *Weisheit*. München: Fink (Archäologie der literarischen Kommunikation, Band III). 437-52.

²⁸Dem Urteil, das eine Kammer formuliert, geht eine vorläufige Version voraus, das sogenannte ‘Gutachten’ (es hat nichts mit den Gutachten Dritter zu tun, die in den Prozess eingeführt werden können). Darin werden auch alternative Entscheidungsmöglichkeiten erörtert. Das eigentliche Urteil soll dagegen möglichst wenig Alternativen diskutieren – sonst redet man vom ‘Gutachten-Stil’.

sais von Michel Eyquem, genannt Michel de Montaigne. Die Vorlage von ALICE MALZACHER stellte den zeithistorischen und den philosophiegeschichtlichen Hintergrund dieser Textgattung dar: Ein französischer Autor, der skeptischen Philosophie verhaftet und von daher gesehen allen apodiktischen Urteilen abhold, beobachtet sich selbst, insbesondere sich selbst beim Denken. Er fertigt gewissermaßen “Protokolle” an, um daran unter Umständen auch sich selbst und seine eigene Veränderung zu dokumentieren. Interessanterweise entsteht bei diesem Prozess im Werk eines Autors, der sich aller Urteile enthalten wollte, trotzdem eine ziemlich kohärente Weltsicht, die die Leser immer wieder fasziniert hat²⁹.

Wie ALICE MALZACHER deutlich machte, weiß Montaigne selbst, dass er intelligente Leser braucht, also solche, die in der Lage sind, den Assoziationsketten zu folgen – denn zufällig ist das, was Montaigne in seinen Texten aneinander reiht, trotz allem nicht – im Gegenteil.

An zwei Texten, dem über die Eitelkeit und dem über die Kutschen, wurde dann noch gezeigt, wie dieses permanente Abschweifen bzw. die Assoziationskette im konkreten Fall aussieht.

4.5 Argumentative Texte

Schon die oben (S. 8) erwähnten Urteile waren in weiten Teilen auch argumentative Texte. MARCUS MÜLLER widmete solchen argumentativen Texten einen Teil einer weiteren Doppelsitzung am 21. Juni 2002. In seiner Präsentation in der Sitzung kam es ihm darauf an, den Unterschied zwischen mathematisch-logischen und alltagssprachlichen Argumentationsverfahren deutlich zu machen.

Im Bereich der Mathematik hat man es mit Systemen zu tun, die in sich widerspruchsfrei sein sollen und die letztlich auf Axiomen (unbeweisbaren Anfangssätzen) beruhen. Die erforderlichen Begriffe sind definiert und eindeutig. Hier kann man

²⁹Ein Klassiker ist hier: Friedrich, Hugo. 1949. ³1993. *Montaigne*. Tübingen : Francke. – In Frankreich ist das Werk mit 20 Jahren Verspätung rezipiert worden: Friedrich, Hugo. 1968. *Montaigne* Trad. de l'allemand par Robert Rovini Paris: Gallimard. (Bibliothèque des idées).

mit Aristoteles von *Syllogismen* reden, während die alltagssprachliche Argumentation allenfalls die Form von *Enthymemen* haben kann: mehr oder minder plausible Argumentationsschemata, denen man bei genauerem Zusehen fast immer widersprechen kann.

Die Möglichkeit zum Widerspruch liegt einerseits darin, dass die Begriffe natürlicher Sprachen polysem sind; andererseits rührt sie daher, dass die Lebenswelt nicht in ein einheitliches, widerspruchsfreies System zu pressen ist. Die Prämissen, mit denen ein Redner, Politiker, ein erziehender Vater oder eine erziehende Mutter eine Ausgangs-Übereinstimmung mit einem Diskussionspartner feststellen möchten, sind immer *Topoi der Argumentation*, die gegebenenfalls durch andere Topoi ersetzt werden können. Besonders aufschlussreich ist hier die „nouvelle rhétorique“ von Chaïm Perelman und Lucie Olbrechts-Tyteca, die im Kapitel „Accord“ die ganzen gängigen Topoi auflistet und mit Beispielen belegt³⁰.

Anhand eines Beispieltexzes zeigte MARCUS MÜLLER, dass es für die alltagssprachliche Argumentation – in diesem Fall war es ein Artikel in der *ZEIT* – typisch ist, dass man im Text *nur implizit* argumentiert, d.h. ohne solche meta-argumentativen Termini wie ‘Ausgangsthese’, ‘zweite Prämisse’, ‘logischer Schluss’ zu verwenden: zum einen gilt dies als ‘oberlehrerhaft’ und wird von Zeitungslesern nicht goutiert; zum anderen würde die eigene Argumentation dadurch umso leichter anfechtbar, weil der Leser sofort auf mögliche Schwachpunkte in der Argumentation gestoßen wird (“Was, das nennt der eine Prämisse...”).

Interessant wäre es gewesen, die Vorlage zu den Urteilen mit der zur Argumentation zu verbinden und Argumentationsverfahren innerhalb von juristischen Texten zu charakterisieren: hier müssten sie explizit sein.

³⁰Perelman, Chaïm & Olbrechts-Tyteca, Lucie. 1976. *Traité de l'argumentation: la nouvelle rhétorique*. Bruxelles: Éd. de l'Inst. de Sociologie (Collection de sociologie générale et de philosophie sociale).

5 Der Text fürs Auge: die Bedeutung des Layouts und die Ausnutzung der Zweidimensionalität der beschriebenen Seite

Oben war im Zusammenhang mit der scholastisch-basierten französischen *explication de texte* schon von der Bedeutung die Rede, die die *ordinatio*, die sichtbare Gliederung eines Textganzen in seine Teiltexzte hat (o.S. 3)

Diesem Thema war explizit der letzte Teil der Doppelsitzung vom 21. Juni 2002 gewidmet: die Vorlage von NATHALIE ORTH über die Rolle des Layouts von Texten. Hier wurde schön dargestellt, wie in Ausnutzung der Möglichkeiten, die die Zweidimensionalität des Schriftträgers eröffnet, immer mehr ideographische Elemente in Alphabetschrift-Texte eingeführt werden: nicht nur die Spatien, die Interpunktion, Groß- und Kleinschreibung, sondern auch Hervorhebungen durch besondere Schriftarten, durch Schriftgrade, durch Unterstreichung, Einrahmung, Absatzgliederung, Zwischenüberschriften und dergleichen.

Mit einer Arbeit zur *Lesetypographie* wurden acht einschlägige Typographien vorgestellt: Typographie für lineares Lesen, für informierendes Lesen, differenzierende Typographie, Typographie für konsultierendes Lesen, für selektierendes Lesen, Typographie nach Sinnschritten, aktivierende und inszenierende Typographie³¹. So wurde erneut bestätigt, was sich schon bei der Vorstellung von JULIA OTTS Vorlage ergeben hatte: wir erkennen Textsorten häufig “auf den ersten Blick” (o.S. 3).

In allgemeinerer Form präsentierte dieses Thema nochmals FREDERICO MEINBERG in seiner am 12. Juli 2002 besprochenen Vorlage. Die seit 1200, also seit der Scholastik völlig bewusste Ausnutzung der zwei Dimensionen, die jede beschriebene – oder später bedruckte – Seite bietet, hat weitreichende Konsequenzen. Die eingangs besprochene Gestaltung wissenschaftlicher

³¹Willberg, Hans Peter & Forssman, Friedrich. 1997. *Lesetypographie*. Mainz: Schmidt.

Texte, bei denen die *ordinatio* sichtbar zur Schau gestellt wird (S. 3), stellt bereits das dar, was man heute einen ‘Hypertext’ nennt – also einen Text, der verschiedene andere Texte in sich einbindet: Inhaltsverzeichnis als ‘frame’, Fußnoten, Kommentare, zitierte Werke. Der Unterschied zu heute besteht nur darin, dass wir die betreffenden Texte – z.B. Literaturangaben – durch einen ‘Link’ direkt auf den Bildschirm holen und dass wir auch Audio- und Video-Dokumente einbinden können.

Die Möglichkeiten, die die Textverarbeitung mit Befehlen wie ‘paste’ oder ‘copy’ sowie das Internet bieten, wären auf jeden Fall der Traum jedes scholastischen Wissenschaftlers gewesen: die hatten, als sie schrieben, die einschlägigen Texte um sich herum auf dem Tisch liegen und waren auf Handarbeit angewiesen.

FREDERICO MEINBERG wies auf ein weiteres grundlegendes Faktum hin: Wenn wir sprechen, bringen wir das, was wir als komplexe, vieldimensionale Vorstellung haben, in eine lineare Ordnung. Dies verlangt, zumal dann, wenn wir schreiben, Reflexion, Mühe und Zeit – sowie die Kenntnis entsprechender Vertextungsmuster (‘Textsorten’). Charakteristisch ist hier etwa, wie die Nachfolger der ersten in Altfranzösisch schreibenden Historiker (o.S. 4) ihre Tätigkeit auffassen: *extraire, assembler, concorder, coucher* (in der Bedeutung, die engl. ‘to couch’ bewahrt hat: in eine bestimmte Form bringen), *mettre en ordre, constituer, composer*.

In den Kontext dieses Nachdenkens über die lineare Anordnung des Stoffs, typischerweise in Prologen thematisiert, gehört schon die – in der Arbeit von FRIEDERIKE SCHELKES erwähnte – *bele conjointure* (< lat. *conjungere* ‘zusammenfügen’), derer sich Chrétien de Troyes im *Érec* rühmt.

Dazu kommt dann zum einen die genannte Ausnützung der zweidimensionalen Anordnung und der Auszeichnung des Textes als zusätzlichem Bedeutungsträger (‘ideographische Elemente’). Zum anderen entsteht – in aller Regel über die Zwischenstufe, die Abkürzungen bedeuten – als weiteres, sekundäres oder sogar tertiäres semiotisches System das Zeichensystem der Mathematik, das dann seinerseits wieder die Zweidimensionalität der bedruckten oder

beschriebenen Seite ausnützt. Daher rühren zu einem Teil die oben von PETRA GOLZ erwähnten Schwierigkeiten der Mathematik-Studenten (o.S. 3).

Man kann dies einfach sehen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie die *lineare* Version, also die Version, die man eingibt, um den folgenden – noch recht einfachen – mathematischen Ausdruck zu erhalten, in $\LaTeX 2_{\epsilon}$ aussieht:

$$\sum_{n=0}^{\infty}$$

nämlich: $\{\sum_{n=0}^{\infty}\}$

Das Ausnützen der zweiten Dimension auch in der neuen Formelsprache der Mathematik ist eine Entwicklung, sie sich in Europa insbesondere zwischen dem 13. und dem 17. Jh. vollzogen hat³².

6 Von einer Gattung in die andere

Gegenstand der 11. Sitzung am 5. Juli 2002³³ war die Vorlage von KERSTIN GUNDE über die Frage, wie man Inhalte von einer Textsorte in eine andere transformieren kann.

Nach allgemeinen Überlegungen hatte die Referentin dies in ihrer Vorlage am Stoff von Zolas *Thérèse Raquin* demonstriert, der als Roman und als Drama existiert. In der Sitzung selbst arbeitete sie in geschickter Regie dialogisch nochmals wesentliche Punkte ihres theoretischen Rahmens heraus und ging danach zu praktischen Beispielen über: u.a. zu Queneaus *Exercices de style* und zu dem Gedicht “Dernière heure” von Blaise Cendrars (aus dessen *Poèmes élastiques*): Dort hat der Autor einen Zeitungsartikel (der französischen

³²Vgl. Stephen Wolfram. “Mathematical notation: past and future.”

<http://www.stephenwolfram.com/publications/talks/mathml/>; oder Raible, Wolfgang. 1991. *Die Semiotik der Textgestalt. Erscheinungsformen und Folgen eines kulturellen Evolutionsprozesses*. Heidelberg: Winter. (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Jg. 1991, Abhandlung 1). Vgl. weiterhin: Krämer, Sybille. 1991. *Berechenbare Vernunft: Kalkül und Rationalismus im 17. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter. (Quellen und Studien zur Philosophie; Bd. 28).

³³Entschuldigt fehlte ALICE MALZACHER.

Gattung des *fait divers* zugehörig) in ein Gedicht umgesetzt. Dabei fiel besonders die Vermehrung der Leerstellen auf, also die Erhöhung des Spielraums für die Interpretation: Weglassen jeglicher Interpunktion (üblich seit Apollinaires *Calligrammes*, die ihrerseits beeinflusst sind vom ersten Manifest des Futurismus, in dem die Abschaffung der Syntax proklamiert wird); des Weiteren Veränderung der *Passé-simple-Tempora* in weniger auf einen Rahmen zeitlicher Einmaligkeit bezogenen *Tempora* usw.

Die von KERSTIN GUNDERT vertretene Grundthese kann auch mit einem Motto von Thomas von Aquin zusammengefasst werden, nach dem der Inhalt sich immer dem Gefäß anpasst (“[Manifestum est enim quod] *omne quod recipitur in aliquo, recipitur in eo per modum recipientis*”)³⁴.

In anderer Weise wurde das Thema der Transposition von der einen in die andere Gattung in der 12. Sitzung am 12. Juli 2002 von IMKE HUBER behandelt: Unter dem Titel “Was verändert sich bei der Verfilmung eines literarischen Werks” behandelte sie Umberto Eco’s *Il nome della rosa*. Dabei gilt es zunächst festzuhalten, dass generische Intertextualität – die Transposition von einer in eine andere Gattung – ein in der Textgeschichte wohl bekanntes Phänomen ist, das man z.B. unter dem Stichwort ‘Transkodierung’³⁵ bzw. ‘Transkription’³⁶ fassen kann.

IMKE HUBER ging dementsprechend von dem Grundgedanken aus, die Umsetzung eines epischen Textes in einen Film sei die Übersetzung aus einem in ein anderes Zeichensystem, also eine Transkodie-

rung, bei der eine zu einer vorgegebenen symbolischen Form *analoge* neue symbolische Form entsteht, eine Umkodierung, bei der dementsprechend Neues geschaffen wird und Anderes verloren geht. Das Gemeinsame von Film und Literatur liegt dabei nicht so sehr in der Sprache als vielmehr in der narrativen Struktur.

Medientypisch für den geschriebenen Text sei, dass sich der Leser die Rezeptionsgeschwindigkeit selbst einstellen kann, dass er zurück- und gegebenenfalls auch vorausblättert, während ihm der Film – ebenso wie zuvor der mündliche Vortrag (“Performanz-Szenario”, o.S. 4) – die Rezeptionsgeschwindigkeit vorgibt. Das größere Maß an Imagination, das der Leser des Romantextes entfalten müsse, werde kompensiert durch höhere Anforderungen an die simultane Wahrnehmung und die mit ihr verbundene Interpretation. Im Sinne der konnotativen Semiotik von Louis Hjelmslev ist typisch für den Film, dass er im Bereich des Visuellen und des Auditiv-Musikalischen Konnotationen und Emotionen besser bedienen kann.

Ein Vorteil des Films könne darin bestehen, dass er langatmige Beschreibungen überflüssig macht (umgekehrt hat er, wie man hinzufügen muss, große Probleme, durch eine Vielzahl von Statisten das sichtbar zu machen, was der Autor mit einem einzigen Satz vom Typ “Das Fußballstadion tobte” ausdrücken kann).

Bei der Literaturverfilmung kann man mit Helmut Kreuzer vier Typen unterscheiden: (1) die Verwendung von Literatur als makrostruktureller Orientierungs-Rahmen; (2) die Illustration von Literatur durch bewegte Bilder (wobei der Text aus dem ‘Off’ gesprochen wird); (3) die interpretierende Transformation, also die Literaturverfilmung, bei der ein Werk entsteht, das analog zum Ausgangswerk ist; (4) die Dokumentation, bei der etwa eine Theateraufführung verfilmt wird.

Bei der Verfilmung eines literarischen Textes kann man zwei Prozesse beobachten: den inzwischen bestens bekannten Prozess der Selektion (vgl. o.S. 2, 8) aus dem, was im Roman vorgegeben ist, und einen Prozess der Anpassung an das Medium, u.a. durch (Neu-)Integration des Ausgewählten in ein Ganzes. Bei einem solchen Integra-

³⁴*Summa Theologiae* I, *quaestio* 75, 5 contra; – Wenn man allerdings eine andere Metaphorik wählt, gilt das nicht unbedingt in der gleichen Weise. Eine solche Metaphorik könnte aus der Biologie kommen, wo Formen emergieren, d.h. dem Stoff selbst inhärent sind und vom Stoff selbst geschaffen werden.

³⁵Raible, Wolfgang. 1995. “Arten des Kommentierens – Arten der Sinnbildung – Arten des Verstehens. Spielarten der generischen Intertextualität.” In: Assmann, Jan & Gladigow, Burkhard (eds.). *Text und Kommentar*. München: Fink. (Archäologie der literarischen Kommunikation IV). 51-73.

³⁶Das Raiblesche Konzept der Transkodierung wird im Kölner Sonderforschungsbereich *Medien und kulturelle Kommunikation* als ‘Transkription’ verwendet, wobei, trotz der Schriftmetapher, speziell auch der Wechsel des Mediums gemeint ist. Vgl.

<http://www.uni-koeln.de/inter-fak/fk-427/>.

tionsprozess können etwa Personen und Nebenhandlungen zusammengefasst werden.

In *Il nome della rosa* geht es z.B. um die Konzentration auf drei Handlungsstränge: das zentrale Motiv der Mordserie (und deren unterschiedliche Interpretation), den theologischen Disput mit einem päpstlichen Inquisitor und die Liebesbeziehung zwischen Adson von Melk und dem Mädchen, das nachher als Hexe verbrannt werden soll. Charakteristisch ist dabei eine stärkere Gewichtung der Liebesbeziehung und eine Zurückstufung des theologischen Disputs.

Als Beispiel für die Integration nannte IMKE HUBER die filmische Inszenierung einer Opposition zwischen dem menschlichen 'Volk' und den unmenschlichen Klerikern: Im Film befreit das Volk das Mädchen vom Scheiterhaufen, während die Mönche sich um die Bücher, nicht um die beiden zu Unrecht auf dem Scheiterhaufen stehenden Co-Fratres kümmern. Ein weiteres Beispiel für Integration ist die rasche Schnittfolge, mit der zwei Ereignisse einem Höhepunkt zugeführt werden, den in beiden Fällen das Feuer bildet: die eine Sequenz ist die, bei der der Bibliotheksturm in Brand gerät; die andere sind die Scheiterhaufenszenen³⁷.

Deutlich wurde bei dieser Art der Transkodierung oder Transkription einer symbolischen Form in eine andere auch, dass das Herstellen eines Films, speziell eines Kinofilms, unendlich aufwendiger ist als das Schreiben eines Romans: zur Schaffung scheinbarer Realität, die mit den Augen wahrgenommen werden kann, gehört schließlich viel mehr als zur Schaffung solcher Realität, die nur vor dem geistigen Auge erscheinen muss.

7 Generelles

Bei der Lektüre der Arbeiten und während der Seminardiskussionen sollte deutlich geworden sein:

³⁷Zu den wichtigsten filmischen Mitteln zählen die Auswahl einer bestimmten Perspektive, also die Kameraführung, und die sequenzielle Anordnung des Materials durch Schneiden, also die Schnitttechnik. Interessanterweise sind solche aus der Filmtechnik sich ergebenden Möglichkeiten umgekehrt auf die Literatur und deren Interpretation zurückprojiziert worden: Einblenden, Ausblenden, Fokussieren, Rückblende, Kameraschwenk, usw.).

1. die Einbettung von Textsorten in Diskurstraditionen, in denen sie sich permanent weiterentwickeln;
2. die Rückkopplung zwischen der Entwicklung von Textsorten und ihren Rezipienten (etwa o.S. 5, 7). Da Texte immer Texte für jemanden sind, gilt auch hier: *is fecit cui prodest*;
3. die Bedeutung, die Selektion und Anordnung des zu Sagenden haben (u.a. S. 2, 8, 12);
4. die Bedeutung, die ein zweifacher Medienwechsel hat: vom gesprochenen Wort zur Schrift (mit Eroberung der Zweidimensionalität der Seite) und von der Schrift zum bewegten Bild;
5. die hohen Anforderungen, die Textsorten z.T. an das Sprachsystem stellen. Sprachgeschichte kann man – nicht untypisch übrigens für die Universität Freiburg – sehr gut als Geschichte von Textsorten betreiben³⁸;
6. die kognitiven Aspekte von Textsorten: Textsorten sind Rahmenbedingungen für Sinngebung (Semiose). Textsorten sind kommunikativ ausgehandelt, also für eine bestimmte Zahl von Produzenten und Rezipienten verbindliche Denkformen³⁹. Eine Rezension ist etwas Anderes als ein wissenschaftlicher Aufsatz, das 'Gutachten' etwas Anderes als das 'Urteil', etc.;
7. die Bedeutung, die nationale Sonderwege haben (*cartas de relación* [o.S. 7], Formen von Gerichtsurteilen [o.S. 8]);
8. schließlich: die allgemeine semiotische Problematik einer Ausdifferenzierung

³⁸Um einige Beispiele zu nennen: Konstruktionen des Typs "die Tatsache, dass...", "il fatto che...", "el hecho de que...", "the question of how..."; die meisten Sprechaktverben in den europäischen Sprachen ("ich garantiere, dass...", "I guarantee that..."); viele der eingangs genannten Interpreten ("diese Ansicht", "dieses Argument" ..., o.S. 1) etc. sind sehr jungen Datums. Die Verbreitung des Conditionel/Condizionale etc. als Modus der Verschiebung der kommunikativen Regresspflicht auf einen ungenannten Dritten (deutsch: "soll gesagt haben") ist eine Folge der Verbreitung von Zeitungen in Europa.

³⁹ Vgl. o.S. 1 das Zitat von Bachtin.

von symbolischen Formen für verschiedene Zwecke. Wir könnten dieselbe Ausdifferenzierung von Gattungen in der Filmgeschichte – oder auch in der Musik – beobachten.

Zum Verlauf des Seminars ist noch Folgendes anzumerken: Deutsche Studierende beklagen sich gerne über den Umstand, sie könnten Veranstaltungen nicht besuchen, weil zum selben Termin mehrere andere stattfinden. Dies liegt an der Di-Mi-Do-Mentalität deutscher Studierender (und, dies sei nicht verschwiegen, auch der Professoren, die befürchten, am Freitagnachmittag fänden sich keine Studierenden mehr in ihren Veranstaltungen ein). Der Seminarleiter gehört zu den wenigen, die ihre Hauptseminare konsequent auf den Freitagnachmittag legen.

Dies führt zu der amüsierten Beobachtung, dass deutsche Studierende das Wochenende, zu dem sie allemal den Freitagnachmittag zählen, in der Tat ziemlich gut verplant haben müssen: Es macht nämlich immer beträchtliche Schwierigkeiten, wegen einer – durch Verlegung erforderlichen – Doppelsitzung auch noch die Zeit Freitags von 18-20 zu beanspruchen (wie dies am 14. und 21. Juni der Fall war)⁴⁰. Dennoch war die Stimmung zwischen 18 und 20 Uhr besonders gelöst (es gab ja auch, der Witterung angemessen, Erfrischungen...).

Freiburg, 19. Juli 2002

W.R.

⁴⁰Diese Bemerkung gilt nicht für Mütter, die ihre Söhne – hier: Niklas und Noah – aus der Krabbelstube holen müssen!